



Waltenried.

Wer hätte wohl nicht von den großartigen Ruinen des berühmten Cistercienserklosters Waltenried gehört, dessen Bestehen im Mittelalter so groß waren, daß man erzählt, die Mönche hätten, wenn sie nach Rom reisten, jede Nacht auf ihrem Eigenthum schlafen können. Auch hat die Natur dieser Gegend ein solches Gepräge aufgedrückt, daß kein Reisender je den heitern Thalgrund, den erregenden Garten Gottes vergessen könnte, in welchem rings von hohen Bergen eingeschlossen, von dem schönsten Wiesengrunde umtränkt, aus dem frischen Grün schlanker Büsche die freundlichen Dächer des Braunschweigischen Friedens-Waltenried hervortreten, welches jetzt eine Station der Nordhaußen-Kreuzer Eisenbahn ist. Aber nicht allein die Natur hat ihr Füllhorn über diese Gegend ausgegossen, auch der Fleiß des Menschen trug das Seinige dazu bei, den Anblick des Ortes unergötzlich zu machen. Denn hoch über den niederen Gärten ragen, noch im Verfall der Furcht und Stauern erwehend, die gewaltigen Ruinen des Klosters hervor. Bestimmt ergreift den Wanderer, wenn er die Trümmer des riesigen Baues betrachtet, die Gedächtnislose aller Menschenwerks denkt. Wie streben einst die stolzen Zinnen des prächtigen Gotteshauses hoch in die Luft, ein Zeugnis der Frömmigkeit und des Kunstfleißes unserer Väter und was ist jetzt von aller Herrlichkeit übrig geblieben? An der Stätte, an welcher einst die Scharen der Gläubigen Vögelänge zu dem Allmächtigen emporsandten, nicht jetzt der schneuen Nachtvögel zahlloser Schwärme und wo einst feierliche Säulen die süßengeduldeten Epitaphen trugen, ragt jetzt nur graues Gemäuer, von Eichen überwuchert, hervor. Was frommer Glaube früherer Jahrhunderte gebaut hatte, das vernichtete der frevelnde Uebermut späterer Zeiten. Nur an dem Tempel, den Gott sich selbst errichtet, konnte der armenliche Mensch sich nicht vergreifen; verhänglich ist, was daraus hervorgegangen ist; aber nie alternd, mit jedem Frühjahr neu sich verjüngend, bleibt die Natur ewig frisch und jung.

Das Kloster Waltenried verdankt seine Entstehung der frommen Gemahlin des Grafen Volkmar zu Merseburg. Dieser hatte dem reichen Benediktinerkloster Hainberg bei Halberstadt 32 Hufen Land geschenkt und begab sich als Mönch in dasselbe im Anfange des zwölften Jahrhunderts. Später sagte Volkmar der Schenkung in die des Wortes Waltenriede dazu unter der Bedingung, daß seine Gemahlin Adelheid für ihre Lebenszeit Nahrungsmittel bleiben sollte. Adelheid, ihrem Gemahl an Frömmigkeit nicht nachgebend, wünschte selbst ein Kloster zu erbauen und suchte vom Abte Friedrich von Hainberg die Erlaubnis zu erlangen. Als dieser sein schon gegebenes Wort wieder zurücknehmen wollte, entschädigte Adelheid das Kloster Hainberg mit andern Gütern und rief dann im Jahre 1127 Mönche aus dem Cistercienserkloster Alfeld bei Köln herbei, welche das Kloster Waltenried zu bauen anfingen. Dieses alte Kloster lag eine Viertelstunde nördlich von dem später erfolgten Neubau desselben. Nach zehn Jahren war der Bau soweit gediehen, daß ihn der Erzbischof von Mainz, Adelbert, am 2. Mai 1137 feierlich einweihen konnte. Die Gräfin Adelheid beschenkte ihre Stiftung nicht allein mit den kostbarsten Reliquien, sondern wußte es auch zu veranlassen, daß Kaiser und Papst dem Kloster Freiheiten und Privilegien gewährten, welche zum raschen Aufblühen desselben beitrugen. Auch die ersten Vögte des Landes waren bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1260 stets darauf bedacht, die Klostergüter zu vermehren und der erste Abt des Klosters, Heinrich I., welcher ein und fünfzig Jahr demselben vorstand, erlebte es noch, daß Kaiser Friedrich Rothbart 1157 dem Kloster den vierten Theil des Kammerbergischen Zehnten schenkte. Kaiser Heinrich VI. gab dem Kloster die Erlaubnis, im Harzwalde Holz zu hauen und zu verkaufen und im Jahre 1191 beschenkte Heinrich der Löwe, weil die Mönche ihn, als er auf einer Reise das Bein gebrach, gastlich aufgenommen und versorgt hatten, mit reichen Besitztungen das Kloster, wie auch Kaiser Otto IV.

So sehr hatte Waltenried in der kurzen Zeit seine Bestellungen vermehrt, daß das Kloster schon nach 80 Jahren der reichen Mönchen zu gering und zu klein wurde. Der siebente Abt, Heinrich III., begann deshalb im Jahre 1207 einen neuen Bau, der nach einem großartigen Plane in Angriff genommen, trotz des großen Reichthums des Klosters, keine Aussicht auf Vollendung verhielt. Doch die Mönche verzweifelten nicht. Sie eröffneten sich eine Quelle, die jedoch nicht verstopfte. Auf ihre Bitten verließen der Papst und die Bischöfe denen, die zum Baue der Kirche beitragen würden, auf mehrere Jahre Ablass von allen Sünden und Errettung der Seelen ihrer verstorbenen Familienmitglieder aus dem Fegefeuer. Dieses Mittel hatte eine sehr gewaltige Wirkung, daß von allen Seiten die Gläubigen die Kraft ihrer Hände anboten, oder die ihnen zu Gebote stehenden Reichthümer spendeten. So wird erzählt, daß ein reicher Bürger aus Goslar einen vierpännigen mit Gold schwer beladenen Wagen nach Waltenried gebracht und zum Fahren, daß er Nichts heimmachen wolle, die Reittiere an den Wagen gesiekt

und zu Fuß heimgekehrt sei. So wenig den Mönchen der Arbeitslohn kostete, so wenig kostete ihnen das Baumaterial, indem die Grafen von Lauterberg und Scherzfeld ihre großen Steinbrüche in der Nähe Waltenrieds bei Mitzel unentgeltlich zur Verfügung stellten. Doch noch lange wurde gebaut und erst nach 80 Jahren, nachdem sieben Lehte darüber hie gestorben waren, stand der gewaltige Bau in seiner Pracht und Schönheit endlich vollendet da. Unter der Prälatur des Abts Friedrich entstand das berühmte metallene Beden, das eherner Meer genannt, das im Jahre 1525 seines Metalls beraubt wurde.

Erst im Jahre 1294 unter dem vierzehnten Abt Hermann I. wurde der kostbare Bau von dem Erzbischof Gerhard von Mainz eingeweiht zur Ehre Gottes, des Erzbischofs, der Jungfrau Maria und des Bischofs Martin. Lange Zeit hatte es erdödet, den Dom zu vollenden, aber er hatte auch seines Gleichen nicht in Deutschland, sowohl wegen seiner Größe als seiner künstlichen Bauart und noch jetzt geben seine Reste von dem edeln und reinen Style der damaligen Baukunst ein räthselhaftes Zeugnis. Die Länge dieser Kirche betrug 274 Fuß, ihre Breite 117 und die Höhe 74 Fuß. Die genau behauenen Säulen waren so künstlich auf einander gesiegt, daß die Fugen kaum bemerkbar waren und die Kirche wie aus einem einzigen, Steine gebauert erchien. Das Kreuzgewölbe, auf welchem der Thurm mit einer großen Glocke ruhte, wurde von 36 zierlichen Pfeilern getragen. Hinter diesem befanden sich die Kreuzgänge, in welchen die Reliquien aufbewahrt und die Prozessionen gehalten wurden. Auf dem hohen Chore, das Paradies genannt, standen die reich geschmückten Altäre. Als der Bau vollendet war, konnte das Kloster wieder dem Streben nach Verherrlichung der Götter, dem es zu seiner Zeit ganz entlag, mit verstärkter Macht nachgehen, so daß die Bestellungen sich über ganz Deutschland erstreckten. Namentlich hatte es in 365 Zeichen eine ausgezeichnete Fähererei und der kleine Darzfluh Weida war so gelehrt, daß man in der Kirche die Fockellen, an welchen dieser Fluß reich ist, fangen konnte.

Bei solchen Einkünften war es nicht zu verwundern, daß das Kloster durch d's ganze Reich eines großen Ansehens genoß. Es war lächerliches freies Reichsstift, dessen Lehte auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatten. Selbst Kaiser und Fürsten vermahnten sich nicht, in die Vorkücheln des Klosters aufgenommen zu werden. Das Stift lag in seinen bedeutenden Wäldungen durch eigene Klosterbedienten die Jagd ausüben. Belohntes war dies in einem nahe beim Kloster belegenen Forste der Fall, welchen die Mönche durch einen Klosterforster begeben ließen, der vorzugsweise dazu bestimmt war, die Klosterliche mit dem nöthigen Wildpret zu versehen. An diesen Bezirk grenzte die Jagd der Herren von Mülschetal zu Brandersode. Die Grenze zwischen beiden Gebieten war zweifach und so geschah es denn oft, daß die ausübenden Diener beider Besitzer auf fremdem Gebiete jagend angetroffen wurden, wodurch Streitigkeiten entstanden. Als das Stift trotz wiederholter Drohungen von Seiten der Herren von Mülschetal dem Klosterforster stets besah, das Recht des Klosters zu wahren, suchten sich jene auf eine schandhafte Weise an dem Stifte zu rächen. Sie ließen durch einen Schloffer ein eisernes Halsband fertigen, dessen innere Seite voller Stacheln war, und das so künstlich gearbeitet war, daß wenn es geschlossen, man äußerlich weder Schloß noch Zuge daran bemerkte. Mit diesem Halsband versehen, begab sich der Herr von Mülschetal in den nahen Wald, wo ihm alsbald der Forster des Stifts begegnete. Sogleich wurde dieser ergriffen und nachdem ihm das Halsband umgelegt worden, entlassen. Jammersdank kam er im Kloster an; denn die Stacheln drangen in das Fleisch und der Hals schwoll so an, daß er kaum athmen konnte. Vergebens suchte man das Schloß zu öffnen. Da die Schmerzen immer mehr überhand nahmen, verfiel man endlich auf ein Mittel, von dem man sich Rettung versprach. In feierlicher Prozession, mit dem Abt an der Spitze, wurde der Forster in die Kirche geführt und hier eine Messe für ihn gelesen. Dann brachte man ihn in die Klosterkirche, wo er niederknien und den Kopf auf den Ambos legen mußte, während die Mönche singend und betend ihn umstanden. Der Klosterforster schlug mit dem schweren Hammer so fest auf das Halsband, daß es aufsprang. Leider war der Forster dadurch nicht mehr zu retten; unter unersäglichem Schmerze verschied er alsbald. Das Halsband wurde zum ewigen Andenken an die Schandthat in der Kirche aufbewahrt. Später in der Wohnung des Predigers. Die Sage erzählt, daß dieser Frevelthat die Strafe auf dem Fuße gefolgt sei, indem bald nachher die Gattin des Herrn von Mülschetal ein Kind geboren mit einem verstopften Halse, das bald nach der Geburt wieder gestorben sei.

Am Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erreichte Waltenried seine höchste Blüthe. Kunstliebende Lehte verhönernten Kirche und Klostergebäude und vermehrten die Klostergüter. So ließ der Abt Heinrich VII. einen Altar anfertigen, der seines künstlerischen Schmuckes wegen nicht seines Gleichen gehabt haben soll. Der Abt Georg I. ließ die Glasmalereien der Kirchenfenster wieder erneuern und ein großes silbernes Rauchfaß, zur feierlichen Abhandlungen bestimmt, anfertigen

gen und mittelst einer 37 Ellen langen silbernen Kette an der Decke des hohen Chors befestigen. Als Waltenried den Höhepunkt seines Glüdes erreicht hatte, erlitt der Gesang der „Wittenberger Nachtigall“ und belebte wie ein elektrischer Funke alle Gemüther in Deutschland. Leider aber wurden die kräftigen Worte des Reformators vielfach mißverstanden. Das theilweise bedrückte Volk ließ sich von einzelnen religiösen Schwärmern, zu denen Thomas Münzer gehörte, zu Gewaltthatigkeiten und offener Unordnung verleiten. Dieser Aufruhr, unter dem Namen Bauernkrieg bekannt, wüthete in einem großen Theile Deutschlands und auch in der Grafschaft Hohnstein röteten sich 800 Bauern zusammen und zogen am Oclern 1525 mit 12 Anführern gegen Waltenried. Der Abt Baum raffte alle Kostbarkeiten und wichtigen Urkunden zusammen und floh mit den Mönchen nach den Klosterhöfen zu Goslar, Nordhausen und Lüneburg. Vorfällig hatte man alle Schlüssel in den offenen Thüren stecken lassen. Die großen Vorräthe an Lebensmitteln und Wein wurden von den Horden in kurzer Zeit vergeudet. Die hohen Mauern stürzten in die Kirche und das Klostergebäude und zerstörten Alles, auch die kostbare Bücherammlung und die Handchriften, die sie ihren Pferden unterwarfen. Das große eherner Beden suchten sie durch Hammerschläge und Feuer zu vernichten, was ihnen indeß nicht vollständig gelang. Später wurde dies Beden nach dem Aufschlosse Salzbadlum bei Wolfenbüttel gebracht, welches durch die dortige Trauung Friedrichs des Großen mit einer braunschweigischen Prinzessin näher bekannt geworden ist. Eben so wenig vermochten die Empörer die große Glocke des Thurmes durch unaufsörliches Läuten zu zerperren. Da machte ein Zimmermann den Vorschlag, das Säulenwerk rundum im Thurme abzubauen und so beides, Thurm und Glocke, zugleich nieder zu stürzen. Der Zimmermann selbst stieg auf den Thurm, befestigte daran Seil und Kettens und hieb das Säulenwerk ab. Die Ketten wurden dann an einen in der Nähe stehenden großen Lindenbaum befestigt und dieser an der Wurzel abgehauen. Bei seinem Falle riß der Baum den Thurm, aber zugleich den Zimmermann, der sich oben zu lange aufgehalten, mit sich nieder. Die Glocke wurde durch den Sturz zertrümmert; die Stücke nahm man als Weite mit. Der Thurm aber fiel beim Umsturz auf das Gewölbe des Doms und erschütterte dasselbe so gewaltig, daß es einige Jahre nachher über dem hohen Chor einstürzte. Dadurch verfiel die Kirche immer mehr, da sie dem Unwetter gegenüber schutzlos dastand und die späteren Benützung der Lehte zur Wiederherstellung derselben waren bei der durch die Reformation erfolgten Ernüchterung der Gemüther fruchtlos. Doch wurde noch bis zum Jahre 1570 in dem Vordertheile gegen Westen, Gottesdienst gehalten; weil aber die Mauern im Einsturz drohten, so wurde in diesem Jahre das Kapitelhaus zur Kirche eingerichtet, wozu es jetzt noch dient. Als nachher immer mehr von der Kirche einfiel und die herabstürzenden Steine gefährlich wurden, brach man nach und nach einzelne Theile davon ab. Von wie gewaltiger Größe die Waltenrieder Kirche gewesen sein muß, ersehen man daraus, daß aus den Quadernsteinen an zwanzig Kirchen und Privatgebäude erbaut worden sind und trotzdem die Ruinen noch zu den großartigsten in Deutschland gehören. Kaum hatten die Grafen von Hohnstein von dem Umsturz der Bauern zu Waltenried Kunde erhalten, so eilten sie dahin und ermächtigen die Anführer, von dem heillosen Beginnen abzulassen und zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurückzukehren. Als sie anlangen, waren die Bauern unter Anführung des Schatzers Hans Arnold aus Bartholde mit Waffenrüstung beschäftigt. Hohnstein wandte sich dieser an den Grafen Ernst V. von Hohnstein und sprach: „Sieh' Bruder Ernst, den Krieg kann ich führen, was kannst Du?“ Nützig antwortete der Graf: „Ei sei zufrieden Hans, das Bier ist noch nicht in dem Faße, worin es gähren soll.“ Diese Antwort erzählte die Anführer dergestalt, daß sie den Grafen zwingen wollten, ihrem Wunde beizutreten. Nur mit Mühe gelang es dem Grafen, zu entweichen.

Nachdem die Bauern alles, was fortzubringen, mit sich geschleppt hatten, verließen sie am Sonntage Cantate im Mai 1525 das Kloster, um sich mit ihren Gefährten aus Thüringen und dem Eichsfelde zu vereinigen. In Ferne erlöhren sie die Niederlage der übrigen Bauernhaufen und muthlos zerstreuten sie sich nun. Jetzt wurde von den Grafen von Hohnstein ein strenges Gericht über die Schuldigen gehalten und viele dieser enthaupet. Als die Ruhe wieder hergestellt war, kehrte der Convent endlich nach dem Kloster zurück, aber viele Mönche hatten unterdessen die evangelische Lehre angenommen, gingen nicht in das Kloster, sondern nahmen Predigerstellen in der Umgegend an. Biewohl das Kloster noch eine Zeit den reformatorischen Tendenzen fern blieb, so hörten doch die Quellen des Reichthums auf zu fließen und die Verschwendungssucht einzelner Lehte trug das Seinige dazu bei, daß das Stift immer mehr sank. Nach dem Tode des Abts Georg Kreite 1578 wurde feiner wieder gewählt. Nachher kam das Stift 1593 an die Regierung des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, in deren Besitz es nach vielen Wechseln bis jetzt geblieben ist. Der Herzog Christian Ludwig erließ im Westfälischen Frieden das Stift Waltenried, welches säcularisirt wurde

als Reichslehre und stellte auch die früher gestiftete, nachher zerstörte Klosterschule wieder her, indem er zu deren Lehrern tüchtige Männer berief. Nach seinem Tode ging diese einst so berühmte Unterrichtsanstalt für immer ein. Jetzt ist der flecken Walfarier, eines von Martern umgeben, von ungefähr 1000 Einwohnern bewohnt, der Sitz eines Oberförsters, der auf dem felsigen Berggipfel, der Sitz eines Amtsgerichts. Die größte Merkwürdigkeit des Ortes bilden für alle Zeit die größten Klüften, für deren Erhaltung die Landesregierung nach besten Kräften sorgt. Von diesen sind die Kreuzgänge noch vollständig erhalten und in neuester Zeit durch neue Fenster veredelt; die Kreuzgänge sind in gottherrlicher Bauart gewölbt. Die jetzige Kirche, das vorige Kapitolshaus, ruht auf sechs Pfeilern. Ferner ist die Kirche mit großer Kunst geschmückte Kanzel, die von einem Schiffer herrührt, soll, sowie der Leichenstein des letzten Hohensteines mit der in Lebensgröße in Holz geschnittenen knienden Figur des Grafen Ernst VII. Neben der jetzigen Kirche führt eine Treppe, bei deren unteren Stufen man die aus Stein gebauenen Bildsäulen des Grafen Volkmar von Klettenburg und seiner Gemahlin Adelheid, der Stifterin des Klosters, erblickt, zu einem kleinen Bethältnisse in der Manege, dessen Eingang dem einer solchen in eine Kapelle ähnlich ist. Unmittelbar hinter der Thür ist ein dunkles, tiefes vieredriges Poch. Dies ist die sogenannte Lutherhalle. Man erzählt, daß die Klänge, als Luther einst mehrere Tage sich in Walfarier aufgehalten habe, den Beschluß gelehrt hätten, ihn durch diese Falltür in die Tiefe hinabzuführen, der Reformator aber durch seinen vorauslaufenden Hund, der in der Abgrund gefallen, gerettet und so vor dem drohenden Tode glücklich gerettet sei. Ueber den Kreuzgängen befinden sich mehrere, von dem jetzigen Domänenpächter zu Friedrichs benutzte Zellen und Gemächer unter denen die Torturkammer, der Landtarten- und der Habsburger. Von dem letzten erzählt die Sage, daß einst nach beim Besuche der berühmten Klosterschule, mehrere Schüler hier gelehrt und einer derselben plötzlich unbewußt und fest auf einer Stelle gefunden und weder Zerrn noch Reizen ihn von derselben habe wegbringen können. Der hochbegabene Doctor habe dies für Habsburger erklärt und den Habsburger angeordnet, umher zu schreien, ob er nicht eine Schrift oder ein Zeichen erblicke. Dies habe der Knabe getan und nun verschiedene Zeichen gegeben, welche der Doctor entziffert habe. Sofort, als dies gesehen, sei der Knabe gelöst gewesen und der Knabe habe sich wieder frei bewegen können. Dort, wo er die Zeichen erblickt, habe man bei näherer Nachforschung einen großen Schatz in der Wand gefunden, welcher zu dem Herzog Christian Ludwig nach Celle gebracht sei. Die Stelle, von welcher man die schönste Aussicht auf die gewaltigen Ruinen des ehemaligen Stiftes genießt, ist der Kupferberg in der Nähe auf dem Wege nach Eick. Unter den romanischen Umgebungen Walfariers verdienen die Felsenparthien am Meeresufer, sowie der blendend weiße Sandstein, eine hohe, fest abgegrenzte Gipfelwand mit den Ueberresten der Sachsenburg und den Zwerghäusern hervorgehoben zu werden. Auch der neu aufblühende Kurort Sachsa mit seiner schönen Umgebung, namentlich dem mit einem Hotel versehenen Hagensberge, der an Höhe dem Brocken nahe kommt, verdient gesehen zu werden. Die Meeresküste, welche Walfarier besuchen, haben Gelegenheit, sich einen Genuß zu verschaffen, welcher den Menschen vor dem Tode so leicht nicht geboten wird, nämlich einen Blick von dem Himmelreiche auf Gottes schöne Erde. So heißt nämlich ein Berg in der Nähe, durch welchen jetzt ein Eisenbahntunnel von Elrich nach Walfarier führt.

Franszösische Bäder und Sommerfrischen.

Nachdruck verboten.

Am Juni, unmittelbar nach dem Kernen um den „Großen Preis“ auf dem Vongdamp, beginnt die Pariser Auswanderung in die französischen Bäder; zuerst vereinzelt, dann — wenn die letzte städtische Tanzmusik verklungen, es selbst in den Landhäusern um Paris herum zu heiß geworden ist und die großen Ferien begonnen haben — in hellen Schaaren. Die Kurorte der Alpen, der Pyrenäen, des Jura und der Vogesen, der an Quellen so reichen Uvergne, die des Flachlandes und vor Allen die Seebäder vermögen dann den Andrang der Gäste kaum zu bewältigen, und so entstehen denn, ähnlich wie in Deutschland, von Jahr zu Jahr neue Bade-Orte, neue Sommerfrischen. Das gilt besonders für das Meer, das die Pariser mit magischer Gewalt anlockt. Die Leute geborgen hierin, gewiß zum größten Theile unbewußt, jenen weisen Naturgesetze, welches die Lebenskräfte zu um so verzweifelbarer Reaktion leitet, je eifriger die Mächte des Todes und der Fäulnis und der geistigen Entartung im Organismus arbeiten.

Paris zählt nicht gerade zu den ungesundesten Großstädten der Welt, aber es ist arm an Gärten, die Häuser sind himmelhoch, und sich lafennmäßig eins ans andere schließend, bereiten sie dem heilsamen Reinnachwerke des Windes ungewöhnliche Schwierigkeiten. Dazu kommt die beständige Fiebernahrung des Pariser Lebens mit seinem Straßenlärm, der benutzten Londons und Wiens, ja sogar Neapels ist überflüssig, die Presse mit ihren Sensationsnachrichten, Beherren und Schlußfrigkeiten. Dazu kommt die beständige Fiebernahrung des Pariser Lebens mit seinem Straßenlärm, der benutzten Londons und Wiens, ja sogar Neapels ist überflüssig, die Presse mit ihren Sensationsnachrichten, Beherren und Schlußfrigkeiten. Dazu kommt die beständige Fiebernahrung des Pariser Lebens mit seinem Straßenlärm, der benutzten Londons und Wiens, ja sogar Neapels ist überflüssig, die Presse mit ihren Sensationsnachrichten, Beherren und Schlußfrigkeiten.

Unter solchen Verhältnissen ist das Meer mit seinen kräftigen Salzbrisen und seinem Wellenschlage so recht eigentlich der Regenerator der Städte, ihre „große Nährmutter“, wie Mithras es genannt hat. Freilich darf man, wenn man sich von ihm die Nerven beruhigen lassen will, nicht das sie aufreißende Treiben der Großstadt in den Meeresbädern wie Trouville, Dieppe, Dinan und Boulogne fortsetzen, weder in den Kasino's dem Glücksspieler der „Petits chevaux“ noch auf dem Rennplatz von Deauville, bei den Regatten von Le Havre dem Wettrennen von Neuen Hallen. Jeder ist dies gewöhnlich nur allzu sehr der Fall, wie dem auch der Mödensport an die Ufer des ewigen Meeres verpflanzt worden ist, das im Sommer soeben eine hitzgeschmückte Venus in seinen Schooß aufnimmt, während es im Winter, öde und großend, die kleinen Fährerarten mit ihren düstigen, zerlumpten Inhabern in die Tiefe zieht. Vermöchte es zu denken, zu philosphieren, es wäre gewiß nicht ungerecht und würde lieber die Mode-Angelegenheiten berücksichtigen, die täglich dreimal die Toilette wechseln, als den armen Fischer, der im Winter dort und im Sommer, im Schwitze seines Angesichts arbeitend, seine gute Stube dem Gaste aus der Stadt überläßt.

Doch was helfen solche pessimistisch angehauchte Betrachtungen? Beschäftigen wir uns nicht mit der Welt, wie sie sein sollte, sondern mit den französischen Bädern, wie sie sind. Auch sind dieselben ja zum Glück nicht sämtlich Meeresbäder, und es finden sich auf der endlos langen Meeresküste, die von Boulogne bis nach Havre einen Fortschritt, von dort bis Dinan einen sommartigen, gelandigen Strand aufweist, zahlreiche Sommerfrischen, in denen man unter wirthlichen, nicht Meeresfrischen leben und billig leben kann. Fast überall ist dort für Wohnungen gut und reichlich Sorge getroffen. Das gilt namentlich auch für die großen Bade-Orte, welche von dem Pariser High life fast allein besucht werden. In der Wohnungsfrage zeigt sich die Verchiedenheit des französischen und englischen Geschmacks. In London sind die Häuser verhältnismäßig klein, sie haben ihre architektonische Eigenart und werden meistens nur von einer Familie bewohnt. Sobald aber der Engländer die französischen Bäder, und zwar mit Vorliebe Dieppe, besucht, wohnt er in gewaltigen, bunten, eigens für ihn erbauten Hotelanlagen. Umgekehrt der Pariser. In seiner „guten Stadt Heinrichs IV.“ bewohnt er mit zehn anderen Familien ein sechsstöckiges Haus, so daß er also in seiner eigenen Heimathstadt eigentlich niemals heimlich ist. Aber im Bade mietet er sich sein eigenes Häuschen. In dieser Beziehung zwischen den Lebensgewohnheiten der Londoner und Pariser nicht sehr merkwürdig?

Die Häuser der kleinen Häuschen, ihr bunter, oft originaler Stil, dazu eine hochentwickelte Gartenkunst und Döckkultur, geben den französischen Bade-Orten ein besonders blühendes, oalenregisches Aussehen, das man in dieser Uppigkeit in anderen Ländern kaum vorfindet. Deutschland und Italien besitzen vielleicht stolzere, in luftigemem Sinne erbaute Landhäuser oder eine reichere Flora, aber nirgends ründet sich das landschaftliche Bild der Villen, Hotels und Kasinos zu einem so coquetten, eleganten und dazu bewußt so Gängen zusammen.

Das Leben und Treiben im Meer und am Strande erhält in französischen Seebädern besonders dadurch ein so eigenartiges Gepräge, daß Herren und Damen ihr Bad gemeinlich nehmen. Das klingt für den, welcher die Sache nicht kennt, einigemmaßen hebenlich. Aber man darf wohl sagen, daß die Moral nicht im Geringsten darunter leidet, und daß es sogar wünschenswerth wäre, wenn in Deutschland sich dieselbe Methode einbürgerte. Die Herren und Damen gehen durchaus in scheidlicher Weise kleidet ins gemeinliche Bad, und wenn besonders die Damen der Haute volée, wie man früher sagte, auch in ihre Badelösche die Coquette der Mode hineinbringen, so geschieht das nicht auf Kosten der Sittlichkeit, sondern höchstens des guten Geschmacks. Aber wieviel Vorzüge hat diese auch in Dinde übliche Badeweise! Man ist mit seiner franten Frau, mit seinen Kindern ins Bad gerath. Wie unangenehm ist es, von diesen Leuten, deren Gejunbung oder Kräftigung es gilt, in puritanischer Weise unter der Form von Herren- und Damenbädern getrennt zu werden! Ist es nicht tausendmal vernünftiger und — menschlicher, daß der, welcher an dem Wohlergehen der Seinen doch weit größeres Interesse hat als eine besoldete Badefrau, sie selbst ins Bad führt, vor jeder ungesümmten Welle liebend schützt, sie tröstet, ermuntert, mit ihnen scherzt und den schließlichen Reigen seiner schnell mit anderen Kindern bekannt gewordenen Kleinen überwacht, damit sie in der Meeresluft ihren Kinderübermuth austoben können, ohne daß ihnen auch nur die geringste Gefahr droht! So sehr das deutsche Badeweisen in mancher Beziehung dem französischen überlegen ist, so sehr mag man doch dieser seit langer Zeit eingebürgerten Methode des — „gemeinlichen Badens“ den Vorzug geben. Das ergibt eine Fröhlichkeit, von der man in den deutschen Herren- und Damenbädern — Herren von acht bis zehn Jahren und den Mädchen desselben Alters! — gar keine Ahnung hat.

Die Seebäder spielen in Frankreich die Hauptrolle. Von den heißen Quellen der Uvergne, von Vichy und Nérès vermag ich nur zu sagen, daß sie ihren deutsch österröcherlichen oder böhmischen Konkurrenten Karlsbad, Teplitz u. nicht das Wasser reichen. Man wird viel mehr Franzosen in Böhmen oder in Baden-Baden, Ems und Kissingen begegnen, als Deutschen in französischen Mineralbädern. Liegt das nun an dem geringeren Gehalte dieser Quellen oder an der Unfreundlichkeit, welche aus nacheliegenden Gründen nicht so sehr durch die Interessirten als durch die französischen Badegäste dem Deutschen entgegengebracht wird, das will ich als Laie in der Medizin dahingestellt sein lassen. Immerhin ließe sich nicht leugnen, daß die

Schwefelquellen der Pyrenäen, die alkalischen und doppel-säurehaltigen der Uvergne nicht zu verachten sind und daß es, zumal in der Provinz, zu manchen Franzosen giebt, der dem Deutschen freundlich entgegenkommt und den Derouléismus den Marxen der Pariser Presse überläßt. Eugen v. Zagow.

Männigfaltiges.

Säcular- und Semifäculartage.

6. Juli 1788. Karl III., König von Neapel und später von Spanien, stiftet den Orden des heiligen Januarius, der 1806 aufgehoben, 1814 aber wiederhergestellt wurde.
9. Juli 1788. In Breslau wird das berühmte „Wollwische Wollschneider“ errichtet, welches Abwechslung vom Ritzenbogna unter bürgerliche Strafe stellt.

Kostbare Spielmarken. Die Braut des russischen Kates ging unter der Bedingung, den Kaiserin Katharina II. zu heiraten, daß diese für ihn einige Male Spielmarken als Spielmarken beim Kartenspiel in ihren Abendzirkeln benutzte. Die Marken lagen in kleinen scheidigen Einsen und wurden mit goldenen Kugeln ausgezückt. Beim Aufheben befiel jeder Spielnehmer seinen Gewinn und die Karten, welche noch in seinem Besitze waren. Eine solche Abendpartie kostete der Kaiserin zuweilen über 70000 Rubel.

„Kleine Blumen, keine Wäuter.“

Wie dünken sich so herrlich doch Die Leute mit ihren Gaben, Die zu fünf Eimen den letzten noch Den Sinn für Lusten haben.

Raul Heise.

Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden.

Friedrich von Matthiffson.

Es kümmert sich um alles die Welt, Selbst darum, wie dein Schatten fällt.

Ernst Biel.

Silbenaufgabe von Marie Krüger.

Insgesamten Silben sind 27 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstabe, von oben nach unten gelesen, einen Dichterspruch, die Reimart der rechten Seite enthaltend, ergeben:
g a a t a b a b o r t e r a u d d o d o d i d o m a y o o o f a r g e
g e r g o r h a r d h e r h i i u k a l a l i u l e l i m e l l e m n a
n a t a n e s n i s n o n o o o g o p a h r o r o m r e i r o n s t a
s c h e i d s i s i t a t h a t i m t r o u s i v o r w e i w o r.

1. Wangenstadt, 2. Wangenstadt, 3. Stadt in Galizien, 4. Tochter des Aristoteles, 5. Richter, 6. Jule, 7. Philosoph des Aristoteles, 8. Dichter, 9. Stadt in der Rheinprovinz, 10. Missionar, 11. Sumpfbogel, 12. Hübsch in Belgien, 13. Stadt in Böhmen, 14. Hübsch, Theolog, 15. Gedicht von Dürer, 16. Decretum, 17. Steinmühle bei Ares, 18. Stadt in Böhmen, 19. Theil von Neapel, 20. Tochter des Jans, 21. Weiblicher Name, 22. Bisthümer Name, 23. Schule einer Sidrukt, 24. Kreuzliche Provinz, 25. Spanischer Keltner, 26. Naturerscheinung, 27. Stadt in russ. Gouvemement Kurik.

Charade von Verthold Arnau.

Ist die Dritte zeit und sein, Ist sie uns zu allen Zeiten, Und das Ganze wird sie sein, Wenn die Ersten sie verbinden.

Räthsel.

Zwar Stilleschwimmer find wir nur, Fast freis recht eng verbunden, Ist viel Spiel, mancher Kur Sind wir recht kräftige Stunden. Doch wer zu viel von uns verzehrt, Des Jungs erdigen Trum begehrt. Der Eine ist ein Pfaff, Der Andre hier die Gemahel hat; Dem Karren Schöne der Eine gleicht, Dem Schmutz der Andre, dem er weicht. Die Letzte find nicht zu verkennen, Der kann mit ihr Namen nennen?

Charade.

Durch meines Ganges Werth wird meine Erbe frei, Bekommt die Erste die, lo ist mein Werth hoch. Doch hört dann mein Werth auch augenblicklich auf, So kommt ich doch trotzdem noch über zum Besten. Man schick mich weit umher, durch Städte, Land und Meer, Ich diene jedem Herrn und immer dem Besten.

Lösungen aus Nr. 26.

1. Citaten-Aufgabe:

Einig auf den Lippen schweben
Wid er, wird im Wolfe leben,
Besser als in Stein und Erz.

2. Homogramm:

a e u o a s
c r o s m a
n e a p o l
e s p r i t
a m e i s e
s a l t e n o

3. Wortaufgabe: Violoncello.

4. Rechenaufgabe:

3	39	43	15
29			21
33			17
35	11	7	47

Correspondenz zu Nr. 26.

Julius Richter in S. von Berlin alles richtig. Frau S. Ernst Reich, Melina S. 1 und 3 richtig. Hugo Schiller in S. G. Gerning 2 3 4 richtig. Selma S. H. Hauer, M. S. Bruno Albrecht in S. 1 richtig. S. Werner 2 richtig. Anton Foring in M. S. Schöne 3 richtig. S. Wejnman, Gerning 3 4 richtig. A. Drechsler richtig.

Verantwortlich Julius Mundell. — Bildliche Buchdruckerei (R. Reichmann) in Halle.